

Beilage zum Wilsdruffer Tageblatt.

Nr. 99. 82. Jahrgang.

Sonnabend/Sonntag den 25./26. August 1923

Betrachtung für den 13. Sonntag nach Trinitatis.

Jakob 2, 17: „Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selbst.“

Jakobus spricht hier von einem toten Glauben, d. i. ein Glaube, der nicht aus dem Leben stammt, sondern auf totem Wissen beruht, ein Glaube, der kein Leben in sich trägt, sondern nur leere Form ist, ein Glaube, der kein Leben wirken kann, sondern der kalt und tot läßt, weil er selbst kalt und tot ist. Wir denken an Jesu Wort von Buchstabenfrömmigkeit, Pharisäertum, Wertgerechtigkeit der guten alten und neuen Zeit. Nein, der Glaube muß nach Luther „ein lebendig, geschäftig Ding“ sein. Er stammt aus dem Leben, aus dem Leben Jesu Christi, der nicht Lehre, sondern Leben ist. Ein Glaube, der das ganze Wesen des Menschen in Besitz nimmt, der sich in seinem ganzen Leben äußern muß. Solcher Glaube muß über auch Leben schaffen, er muß wirken und Werke tun. Er muß dem Dürftigen geben, den Traurigen trösten, dem Schuldvergeben, tote Seelen zum Leben erwecken, er muß Leben schaffen, weil er selbst Leben ist. Der Glaube muß diese seine Lebenskraft vor allen darin beweisen, daß er über diese Welt des Todes in das Reich des Lebens nicht nur hinüber weist, sondern hinüber führt, ja, uns schon hier in dieser Welt des Todes in diesem Reiche des Lebens, im Reiche Gottes, leben läßt. Hast du solch lebendigen Glauben?

Million, Billion, Trillion.

Eine Zahlenphantasie

Je mehr sich während der Kriegszeit und, in rascher Steigerung, in der Nachkriegszeit die Kaufkraft unserer Papiermark verminderte, desto mehr Geldnoten mußten bekanntlich hergestellt und in den Verkehr gebracht werden. Wie viele Menschen, deren Monatsinkommen vor wenigen Jahren nur mehrere Hundert, vielleicht einige tausend Mark betrug, bekommen jetzt soviel Millionen; die großen Industrien, Geldinstitute und andere haben Jahresbilanzen von Milliarden; das staatliche Budget geht nach Billionen. Trotz der ungeheuren Entwertung ist die Mark aber noch eine Königin gegenüber dem russischen Sowjetrubel. Die Staatsoper in Moskau soll vor einem Riesenspektakel stehen, obgleich in der abgelaufenen Saison Einnahmen von angeblich drei Trillionen Rubel erzielt wurden. Unlängst berichtet ein Petersburger Universitätsprofessor in einem an einen Kollegen in Österreich verfassten Briefe, er müsse mit seiner Familie äußerst bescheiden leben, da sein Monatsgehalt nur 1000 Millionen Sowjetrubel betrage. Danach kann man den Wert oder, besser gesagt, Unwert dieses Zahlungsmittels beurteilen. Zum besseren Verständnis der Größenverhältnisse der Million und Milliarde, der Billion und Trillion dürften die drei folgenden Beispiele beitragen. Einleitend sei für schwache Rechner bemerkt, daß eine Milliarde tausend Millionen, eine Billion einer Million Millionen, eine Trillion einer Billion Millionen entspricht. 1. Wenn jemand täglich (durchschnittlich) eine Million Kronen ausgäbe, dann würde eine Milliarde für zwei Jahre und 270 Tage ausreichen. Zur Ausgabe einer Billion wären (bei der hier angenommenen Tagesrate) 2739 Jahre und 265 Tage erforderlich. 2. Von einer gewissen Sorte von ungebrauchtem Bohnenkaffee wiegen 100 Bohnen 15 Gramm. Dem-

nach würde eine Million solcher Bohnen 150 Kilogramm wiegen, eine Milliarde schon 1500 Doppelzentner, und eine Billion hätte das respektable Gewicht von anderthalb Millionen Doppelzentnern. 3. Ein Sekundenpendel macht in je einer Sekunde eine Schwingung. Eine Million Schwingungen wäre nach 11 Tagen, 13 Stunden und 46 Minuten vollendet, eine Milliarde aber erst nach 31 Jahren 259 Tagen. Zu einer Billion Sekunden-Schwingungen würde ein Zeitraum von 31 709 Jahren u. 289 Tagen, zu einer Trillion würden rund 31 710 Millionen (genauer 31.709.791.983) Jahre erforderlich sein. Das sind Zahlen, die an astronomische Berechnungen erinnern. Nach solchen beträgt zum Beispiel die Entfernung der Sonne von der Erde 20% Millionen geographische Meilen, die des Polarsterns fast 25 Billionen Meilen (185 Billionen Kilometer). W. J.

Die Hungerblockade.

Als die Franzosen mitten im Frieden das Ruhrgebiet besetzten, verkündeten sie feierlich: es finden keine Eingriffe in die Lebensmittelversorgung statt, das französische Heer versorgt sich selbst. Ja, die Franzosen richteten sogar in von Polen stark durchsetzten Ziedlungen Verkaufsstellen ein, um mit billigem Speck die Polen und Kommunisten zu füttern. Das hat längst aufgehört, die französischen Verkaufsläden geben an Deutsche nichts ab und auch nicht an Polen. Durch die rigorosen Verkehrsmaßnahmen ist die Lebensmittelversorgung in das dichtbevölkerte Ruhrgebiet nahezu unmöglich gemacht. Die militärischen Bahnen werden nicht benutzt, sobald alles mit Autos herangeschafft wird. In den Grenzbahnhöfen häufen sich die Wagen an, große Mengen Lebensmittel verderben. In Holland, das den Ruhrbezirk mit Frischgemüse versorgt, sind Berge von Blumenkohl und andere Gemüse verkauft, weil die Zufuhr nach dem Ruhrgebiet unendlich erschwert ist. Die Lebensmittellager in den Städten sind leer, es fehlt fast an allem. Die Märkte sehen trostlos aus. Die Angehörigen der französischen Besatzungsarmee aber gehen von Laden zu Laden, von Marktstand zu Marktstand, um den Deutschen das wenige, das noch vorhanden ist, vor der Nase wegzukaufnen, da anscheinend die französische Eisenbahnregie nicht in der Lage ist, das, was die Armee braucht, auf Frankreich einzuführen. Die französischen Soldaten klagen selbst, daß sie unzureichend versorgt würden. Nun gehen die Franzosen dazu über, selbst die Räume, wo große Lebensmittellager untergebracht sind, zu beschlagnahmen. In Bochum wurde ein Lager der Firma Hoppe beschlagnahmt, erst nach mehreren Wochen durfte es wieder betreten werden. In dieser Zeit sind, wie die Firma angibt, ihr Waren im Werte von zurzeit 1 Milliarde Mark verdorben, weil sie keine Lageräume hatte. Auch das Lager der Großfirma Warenberg ist beschlagnahmt, in dem sich auch das Lager der Bäckereimung befand. Die Franzosen wollen darin ein Proviandamt errichten. So sucht Frankreich auf indirektem Wege das Ruhrgebiet mit einer Hungerblockade zu überziehen. Das Volk, das sich nicht beugen will, soll durch Hunger überwunden werden. Und die Welt sieht zu, wie dieser grausame Hungerkrieg Säuglinge

in der Wiege mordet, Kinder, Kranke, Alte und Schwache dahinträgt. Wo bleibt das internationale Rote Kreuz? Wo die Liga für Menschenrecht? Wo das Weltgewissen?

Bilder aus dem Ruhrgebiet.

Ein französischer Offizier, der auf Ehre hält.

Glaube man nicht, daß alle französischen Offiziere im Ruhrgebiet die unmenschlichen Maßnahmen Dequitte-Albas billigten oder gar Freude an der Ausführung der Befehle hätten. Es gibt Offiziere, eine Anzahl sogar, die ein Vergnügen darin finden, eine unschuldige Bevölkerung zu quälen, Wehrlose zu mißhandeln, Gefangene zu demütigen, Ehrenmänner zu barbarischen Strafen zu verurteilen. Die Ruhrbevölkerung hat unter diesen Unmenschen zu leiden gehabt und noch zu leiden.

Aber es gibt, das sei ehrlich anerkannt, auch ehrenhafte Offiziere in der Einbrucharmee, Männer, die die besten Tugenden eines ritterlichen Offiziers in sich verkörpern. Zu ihnen gehört auch jener Offizier, der beauftragt war, an der Ruhrbrücke in Sattunen die schärfste Kontrolle auszuüben, sich dessen weigerte und sagte, er lehne es fernerhin ab, eine tiebliche Bevölkerung zu tyrannisieren, denn das sei eines Soldaten unwürdig.

Im Einbruchsheer gibt es Tausende Soldaten, die beno denken und nur mit innerem Widerstreben sich zu Werkzeugen einer verbrecherischen Habspolitik gezwungen lassen. Mancher von ihnen hat den Militarismus verworfen, der ihn zum Holternecht an einer Bevölkerung macht, die unsagbare Leiden erduldet um der Freiheit und des Vaterlandes willen. Hat seinem Unmut darüber Ausdruck gegeben, sogar sich weigert, an Mißhandlungen, Plünderungen, Ausbeutungen teilzunehmen. Und diesem System Potiorecs, das zwar Böller, die sich verständigen sollten, mit gegenseitigem unheilbarem Haß erfüllt, Rache geschworen. Herzlich froh sind fast alle Angehörigen der Einbrucharmee — nach Hause zurückzukehren und des die Ehre der französischen Armee schändenden, stückweise verrohenden Frontdienstes enthaben zu sein.

Die französischen Soldaten sehen immer mehr das Unrecht ein, das an dem arbeitenden deutschen Volke verübt wird. In Frankreich wird es bald tagen — dafür werden die Männer sorgen, die Potiorecs als Stabenaufseher in das Ruhrgebiet entsandt hat. „Deutsche Arbeiter frei — nie unter Zwang“, hat schon mancher französischer Soldat halb als Entschuldigung, halb als Drohung gegen die Pariser Machthaber geäußert.

Aluminium als Münzmetall.

In Erwartung der Tausendmarkstücke.

Als im Kriege, vor nunmehr etwa sechs Jahren, zum erstenmal Pfennige aus Aluminium geprägt und in den Verkehr gebracht wurden, hat sich gewiß niemand in Deutschland träumen lassen, daß es dereinst solche Münzen

Wenn edle Herzen bluten...

43 Roman von Fr. Lehne.

Man schaffte Erni in das Haus des nächsten Arztes. Die Untersuchung dauerte lange; doch ihr Ergebnis ließ die bangen Harrenden, die in ihrem ersten Schrecken an das Schlimmste dachten, doch besetzt aufatmen. Eine Lebensgefahr lag nicht vor; Erni hatte durch den Fall eine leichte Gehirnerschütterung erlitten, sowie eine Quetschung der linken Seite; einige Wochen sorgfältige Pflege, und sie würde vollständig genesen sein.

Man brachte Erni in Sophias Wohnung, da sie von einer Ueberführung in ein Krankenhaus nichts wissen wollte; sie wurde von Frau von Kühn begleitet, während die Herren gedrückt nach dem Hotel zurückgingen. Eberhard war außer sich. Er machte sich die bittersten Vorwürfe. Hätte er nicht ebensogut auszuspringen und das Kind zurückzuziehen können? Er kannte doch noch von früher her ihre impulsiven Natur. Wie oft hatte man über den Nachschicksels geschloßen, teils gelacht, wenn sie mit einem verirrten, herrenlosen Hund, und sah er noch so ruppig und vernachlässigt aus, oder einem frierenden Kätzchen, nach Hause kam, um den armen Tieren Unterstuf und Pflege zu gewähren.

„Eine Menagerie kann man ja beinahe anlegen,“ hatte Felix lachend gesagt. Erni war keines von den gedankenlosen Geschöpfen, die nur auf sich selbst bedacht sind. Nein, sie hatte Herz und Augen auf dem richtigen Fleck und inbrünstig hoffte er, daß der Unfall ohne Folgen für sie verließ. Wenn sie nicht wieder gesund würde, dann gab es für ihn nichts mehr. Ohne Erni kein Glück! Er würde ein einsamer, treuloser Mann bleiben. Der eine Augenblick der höchsten Angst hatte ihm die Erkenntnis gegeben, wie über alles teuer ihm das liebste, unerschöpfende Kind war.

Vor seiner Abreise suchte er Sophia allein auf. Ihre Kühn, von denen er sich bereits verabschiedet hatte. Kühn hatten ihren Aufenthalt in München verlängert, um in Sophias Nähe zu sein.

Frau Irma bestand darauf, sie war hingerissen von Ernis Handeln und ihrem guten, hilfswilligen Wesen; ihre Gegenwart war Sophia in ihrer großen Sorge ein wirklicher Trost.

„Wissen Sie mich nicht ab, Sophia?“ bat Eberhard. „Lassen Sie mich Erni sehen!“

„Nein, Eberhard, so leid es mir tut, sie muß vor der geringsten Aufregung geschützt werden.“

„Würde ihr das aber keine Aufregung verursachen, wenn ich abgereist bin, ohne ihr Bewußtsein zu sagen zu haben?“

„Leider,“ entgegnete Sophia leise.

„Sehen Sie,“ sagte er lebhaft. „Sie sind derselben Ansicht und lassen mich doch nicht zu ihr, wollen mich so abreisen lassen.“

„Ich werde Ihnen schreiben.“

„Ach schreiben, was ist das?“ rief er leidenschaftlich. „Ich will sie noch einmal sehen.“

„Es geht nicht, Eberhard.“

„Es geht wohl, wenn Sie wollen. Seien Sie doch nicht so kleinlich, Sophia.“

„Ich bin nicht kleinlich.“

Sie vermind seinen flehenden Blick. Sie wollte sich nicht umstimmen lassen.

„Sie sind es, wenn Sie mir diese Bitte verweigern. Sonst hab' ich Sie doch nicht von einer solchen Seite kennen gelernt. Die Umstände berechtigen mich zu dieser, ich gebe es zu, Kühnen Bitte. Einen Blick gönnen Sie mir, einen einzigen nur,“ flehte er.

„Warum, Eberhard?“

Sie mußte selbst nicht, was sie zu dieser Frage

trieb.

Er sah sie groß an.

„Weil ich Erni liebe, Sophia. Lassen Sie es mich Ihnen gestehen, und weil ich weiß, daß Erni mich wieder

liebt.“

„Und was dann?“ fragte sie schwer. „Haben Sie denn nicht daran gedacht, was —“

„Nein, ich liebe Erni, und sie soll mein werden.“

„Eberhard, Sie wissen, wir sind nicht mehr die reichen Markthoffs,“ sagte sie bedeutungsvoll.

Er machte eine ungestüme Bewegung.

„Was tut mir das! Um Erni nehme ich alles auf mich. Es gibt ja auch noch andere Wege, wenn es der jetzige nicht sein kann. Für Erni ist mir kein Opfer zu groß, kein Preis zu hoch.“

Ein heiliger Ernst leuchtete aus seinen Augen, während er so sprach. Sophia fühlte, er gab seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck.

„Ihr Wort darauf, Eberhard? Denn Erni ist mir zu lieb, als daß sie ihre Jugend in einer aussichtslosen Liebe verbringen sollte.“

Er schlug in ihre ausgestreckte Hand.

„Mein Wort, Sophia, das soll Erni nicht.“

Offen und ehrlich extoiderte er ihren Blick.

„Ich weiß, es ist eine seltsame Situation für uns beide, und wenn du nicht du wärest, Sophia, dann wagte ich nicht, so zu dir zu sprechen. Darum gönne mir auch wieder das „Du“. Du bist mir ja so lieb und vertraut, und mich kennst du ja doch.“

„Ja, Hardy, ich kenne dich,“ sagte sie einfach und herzlich. „Und ich glaube dir.“

Er zog ihre Hand an seine Lippen. „Du liebst, Gute.“

„Ich weiß ja längst, wie sehr Erni an dir hängt, keinem lieber als dir gebe ich meine Schwester. Dann komm und sage ihr Lebewohl, aber nicht mehr.“

Schnel blickten zwei blaue Mädchenaugen nach der Tür. Erni wußte, daß Eberhard da war; sie hatte ihn kommen hören. Sophia würde ihn auch nicht so gehen lassen, ohne ein letztes Wort.

Da kam die Schwester an ihr Bett.

„Ernikind, Eberhard ist drüben. Darf er dir Lebewohl sagen?“

„Ich weiß es, Sophia, ach — und du würdest es erlauben?“

„Ja, Liebling, wenn du mir versprichst, dich nicht aufzuregen, sonst —“

Eberhard trat ein.

Wie eine weiße, blaße Rose lag Erni auf Sophias Bett, unendlich rührend anzusehen.

„Erni!“

Ein bedeutungsvoller Blick Sophias warnte ihn.

„Erni, ich wollte doch nicht abreisen, ohne mich zu verabschieden. Sophia hat es mir freundlichst erlaubt. Und nun möchte ich Ihnen noch schnell sagen, wie sehr ich Sie kleines, tapferes Mädchen bewundere.“

Ein freudiges Rot färbte ihr blaßes Gesicht.

„Ach, das war ja doch weiter nichts.“

„Das war so viel, daß mancher Mann sich beschämt fühlen muß neben Ihnen. Haben Sie viel Schmerzen?“

„Nicht so schlimm, sie lassen sich schon ertragen,“ sagte sie tapfer. Doch sie sprach nicht die Wahrheit. Die Schmerzen waren arg und ließen sie nicht schlafen. Sie konnte sich kaum bewegen.

„Sophia schreibt mir, wie es Ihnen geht. Ich muß heute abreisen, Erni.“

„Ja, ich weiß.“ Sie lächelte schwach. „Gute Reise.“

„Recht gute Besserung, Erni.“

Aber die Blicke der beiden sagten sich noch unendlich viel mehr. Der wollten sich nicht von einander trennen.

Sophia kam gleich wieder, nachdem sie den Bahnhofsausbegeleitete hatte. Erni lag da mit weit offenen, glänzlichen Augen.

Liebevoll neigte sich die Schwester über sie.

„Wie ist dir, Liebes?“

„Ich danke dir,“ flüsterte Erni. „Mir ist so so wohl. Ich habe alles vergessen.“

„Nun werde mir schnell gesund und dann, Erni, können wir auf das Glück warten.“